

ARTICLES

SIEGFRIED JÄKEL

DER KLASSISCHE PHILOLOGE ALS PROTAGONIST IN DEN ROMANEN DER DEUTSCHSPRACHIGEN LITERATUR BEI THEODOR FONTANE, THOMAS MANN, HEINRICH MANN, ALFRED DÖBLIN UND PETER HANDKE

Das Humanistische Gymnasium war in den deutschsprachigen Ländern des 19. und beginnenden 20. Jhdts. dasjenige Bildungsinstitut, welches das kulturelle, politische und soziale Leben in dieser Zeit ganz wesentlich geprägt hat. So ist es auch nicht von ungefähr, dass jenes Dreigestirn, das das 20. Jahrhundert zutiefst geprägt, erhoben und erschüttert hat, nämlich Karl Marx, Friedrich Nietzsche und Sigmund Freud, von der Klassischen Philologie ihren Ausgang genommen haben. Friedrich Nietzsche war ursprünglich Professor für Graezistik an der Universität Basel, Karl Marx hat über ein Thema der griechischen Philosophie promoviert, der Titel seiner immer noch lesenswerten Dissertation lautet:

Differenz der demokritischen und epikureischen Naturphilosophie, und Sigmund Freud ist ein beispielhaftes Erziehungsprodukt des damaligen humanistischen Gymnasiums, in welchem die Schüler 9 Jahre Lateinunterricht und 6 Jahre Unterricht in

Altgriechisch genossen, und das in jeweils 6 Wochenstunden. So sind auch die meisten Freudianischen Begriffe seiner Psychoanalyse altgriechisch-mythologischen Ursprungs; man braucht nur an den berühmten Ödipus-Komplex erinnern. In keinem anderen Land Europas – weder in England noch in Frankreich oder Italien – ist die Beschäftigung mit dem antiken Bildungsgut während der Gymnasialzeit ähnlich intensiv und ideologisch prägend gewesen wie eben in den deutschsprachigen Ländern. So ist es denn auch nicht verwunderlich, dass in einigen Romanen der deutschsprachigen Literatur dieser Zeit die Figur des Klassischen Philologen – naturgemäss in den unterschiedlichsten Ausprägungen – im Mittelpunkt der Handlung steht und geradezu als 'Protagonist' erscheint. Eine entsprechende Beobachtung lässt sich vergleichsweise in Werken der englischen, italienischen, französischen oder spanischen Literatur nicht machen.¹

Betrachten wir zunächst in diesem Zusammenhang Theodor Fontanes Roman 'Frau Jenny Treibel', den der Autor im Jahre 1891 veröffentlichte. In diesem 'Roman aus der Berliner Gesellschaft' – wie sein Untertitel lautet – stehen sich zwei gesellschaftliche Bereiche gegenüber. Auf der einen Seite haben wir die hochgekommene reiche Bourgeoisie, repräsentiert durch einen Fabrikanten, den Kommerzienrat Treibel und seine Ehefrau Jenny. Auf der anderen Seite steht der Professor Willibald Schmidt, seines Zeichens Altphilologe und Repräsentant des geistigen, sozusagen höheren Lebens. Die Verbindung dieser beiden, so unterschiedlichen Lebenskreise, hat seinen Ursprung in einer alten Freundschaft der Frau Kommerzienrat Jenny Treibel und Willibald Schmidt. Als junger Student hatte sich Schmidt in Jenny, die damals noch ihren Mädchennamen 'Bürstenbinder' trug, verliebt, und es war zu einer Art Verlobung gekommen. Schmidt hatte sich beeilt, sein Studium möglichst schnell und erfolgreich abzuschliessen, als es dann aber so weit war, hatte Jenny Bürstenbinder in ihrem Drang nach 'Höherem' – und das hiess für sie nach Reichtum und äusserer gesellschaftlicher Geltung – den Kommerzienrat Treibel dem Studienprofessor Schmidt vorgezogen. Schmidt seinerseits hatte sich damit abzufinden gewusst, geschult in der weisen Haltung der Verzichtenden, die ihm durch seine Beschäftigung mit der Philosophie der alten Welt nahe gebracht worden war. Jenny Treibel ihrerseits hatte sich freilich in ihrem sentimentalen Hang zur geistigen Welt ihre Freundschaft mit Willibald Schmidt zu bewahren gewusst, gleichsam als eine Art 'alibi'. So stehen sich in diesem Roman auch zwei unterschiedliche gesellschaftliche Kreise gegenüber; im Hause des Kommerzienrates Treibel werden repräsentative Banquets für die Welt der Grossen gegeben, in der Wohnung des Professors Willibald Schmidt hingegen trifft sich regelmässig einmal in der Woche ein Zirkel von Gymnasialprofessoren unter dem Vorsitz des Altphilologen Professor Willibald Schmidt, die formlose Vereinigung nennt sich 'der Club der Sieben Weisen' und im sechsten Romankapitel lässt uns Theodor Fontane eine solche Clubsitzung miterleben: Insgesamt 6 **regelmässige** Teilnehmer aus dem Lehrkörper des Gymnasiums, Schmidt, der Altphilologe, der den Vorsitz führt, dann einige Neuphilologen, Historiker und der Zeichenlehrer. Alle haben sich nicht nur im Schulwesen ausgewiesen, sondern auch in der Wissenschaft; überhaupt muss man feststellen, dass im 19. Jahrhundert, eigentlich bis zum Ausbruch des 1. Weltkrieges, von den damaligen

¹ Man vgl. zu diesem Themenkomplex 'Professor Unrat und seine Kollegen.' Literarische Porträts des Philologen herausgegeben von Klaus Westfalen, Bamberg 1986 pp.152. Die meisten der im Folgenden herangezogenen Textbeispiele werden dort lediglich zitiert, ohne dass daraus schlussfolgernde Interpretationsaspekte gewonnen werden.

Gymnasialprofessoren in den deutschsprachigen Länder d.h. im damaligen deutschen Kaiserreich und in der Habsburger k.und k. Monarchie auf dem Gebiet der klassischen Philologie wichtige Forschungsarbeiten geleistet wurden, die dann auch in den jeweiligen Gymnasial-Programm-Heften der einzeln Schulen veröffentlicht werden konnten. Leider ist viel davon verlorengegangen – nur verstreut findet sich noch das eine oder andere Gymnasialprogramm-Heft – ich selber habe Ende der 80er Jahre anlässlich eines Besuches an der Universität Cincinnati in den USA in der dortigen Universitätsbibliothek einige dieser in Europa längst verschollenen Gymnasialprogramme finden können, die Arbeiten von hohem Rang über Marc-Aurel enthielten, und die nach dem 2. Welt von der Ostberliner Humboldt-Universitätsbibliothek von der amerikanischen Universität für wenig Geld erworben worden waren, da man diese Arbeiten in der damaligen DDR für veraltet oder wertlos hielt und sie ohne Bedenken gegen die wenigen Dollars eintauschte, die man dafür bekommen konnte. Die Studienräte, die sich neben ihrer Unterrichtstätigkeit in der Forschung verdient gemacht hatten, erhielten dafür den Professorentitel, und unser Willibald Schmidt war einer von ihnen. Dementsprechend bewegten sich die Diskussionen an den Clubabenden – von Schmidt geleitet und initiiert – auch auf verhältnismässig hohem Niveau. So wurde etwa das Phänomen der Autorität insofern ambivalent gesehen, als man zwei unterschiedliche Formen ihrer Verwirklichung glaubte erkennen zu können: die alte Schule glaubte noch auf ihre formale Autorität pochen zu können, während in der neuen Generation, als dessen Hauptvertreter sich vor allem Schmidt selbst sah, Autorität sich allein auf die Macht des realen Wissens und Könnens zu gründen habe. Als Beispiel führte er seinen Kollegen Agathon Knurzel an, der trotz seiner körperlichen Missgestaltung aufgrund seines grossen Wissens es immer verstanden hat, im Klassenzimmer das ehrfurchtsvolle Schweigen herzustellen, in welchem man eine Stecknadel zu Boden fallen hören würde, wenn es geschähe.

Ein weiterer Gesprächspunkt in diesen Kreisen waren die damals gerade aktuellen Entdeckungen Heinrich Schliemanns, von der älteren Generation belächelt und mit grosser Skepsis aufgenommen, da man einem Mann wie Schliemann, der nicht ordentlich studiert hatte, der Tüten geklebt und Rosinen verkauft hatte, derartige Entdeckungen – und nun gar die Funde vor Troja – nicht zutrauen wollte oder konnte. – Auch hier vertritt Schmidt die aufgeschlosseneren, neue Generation unter seinen Kollegen. – Zuguterletzt wendet sich das Gespräch dem Phänomen der Geschichte zu. Und der Altphilologe Schmidt vertritt auch hier den Historikern gegenüber einen anderen, fast könnte man sagen modernen Standpunkt, wenn er sagt:

Die Geschichte geht fast immer an dem vorüber, was sie vor allem festhalten sollte: Dass der alte Fritz am Ende seiner Tage...bei seinen Hunden begraben sein wollte, weil er die Menschen, diese 'mechant' Rasse so gründlich verachtete – sieh' Freund, das ist mir mindestens ebensoviel wert wie Hohenfriedeberg oder Leuthen..².

Und auf den Einwurf des Historikers, dass in der Geschichte immer nur das Grosse und nicht das Kleine, das Nebensächliche zu gelten habe, erwidert Schmidt:

² Theodor Fontane, Frau Jenny Treibel, Berlin 1905 p.76

Das Nebensächliche, soviel ist richtig, gilt nichts, wenn es bloss nebensächlich ist. Steckt aber was drin, dann ist es die Hauptsache, denn es gibt einem dann immer das eigentlich Menschliche. (Fontane aao.p. 76)

Und als man ihm entgegenhält, dass er poetisch wohl recht haben möge, fährt er unbeirrt fort:

...Das Poetische hat immer recht, es wächst weit über das Historische hinaus. (Fontane aao. p.76)

Es würde in unserem Rahmen zu weit führen, die von Professor Willibald Schmidt hier geäußerten Gedanken weiter zu verfolgen, jedenfalls steht dahinter eine Geschichtsauffassung, wie sie sich in den letzten Jahrzehnten immer mehr durchgesetzt hat – und was das Poetische betrifft, so scheint Fontane hier durch die Stimme seines Helden andeuten zu wollen, dass in der Dichtung eine höhere Wahrheit zu fassen ist, als im Ansammeln von historischen Fakten und Daten.

Die letzten Gedanken Willibald Schmidts an diesem Abend sind dann, nachdem die Versammlung der Sieben Weisen sich aufgelöst hat, an seinen Neffen Marcell gerichtet, der um Schmidts Tochter Corinna wirbt, aber vorderhand von ihr abgewiesen worden ist, weil sie sich den reichen Sohn der Frau Jenny Treibel in den Kopf gesetzt hat, den sie aber dann am Ende nicht bekommt, da seine Mutter, die Frau Jenny Treibel, geborene Bürstenbinder, wiederum ihren noch stärkeren Kopf durchzusetzen versteht, und ihren Sohn Leopold dann doch lieber mit einer Frau aus reichen und gesellschaftlich ihrer Meinung nach standesgemässeren Verhältnissen verkuppeln will. Doch das nur nebenbei. Worauf es hier ankommt, ist zu zeigen, in welcher Weise Professor Schmidt seinen Begriff der Vollendung erlebt. Ich zitiere:

Aber das Schmidtsche setzt sich aus solchen Ingredienzien zusammen, dass die Vollendung, von der ich spreche, nie bedrücklich wird. Und warum nicht? Weil die Selbstironie, in der wir, glaube ich, gross sind, immer wieder ein Fragezeichen hinter die Vollendung macht ... (Fontane aao.p.82)

Schmidt sieht in jeder Vollendung nur ein mehr oder weniger gelungenes Experiment, das erneut immer wieder in Frage gestellt werden muss, ebenfalls eine Sicht, die in der modernen sogenannten Literaturwissenschaft immer mehr an Boden gewinnt, oder zumindest gewinnen sollte.

Nicht zuletzt fügt sich in dieses Bild auch jenes Pindarzitat, das Fontane dem Professor Schmidt in der letzten Szene in den Mund legt, in der sich der Knoten gelöst hat: Corinna, seine Tochter, ist reumütig zu ihrem ursprünglichen Verlobten Marcell zurückgekehrt, nachdem sie erleben musste, dass ihre hochgesteckten Ziele, den Sohn der Kommerzienrätin Treibel zu heiraten, an deren Unbeugsamkeit scheiterten. In diesem Zusammenhang zitiert Professor Schmidt aus Pindar, Pythien II, 70 den Spruch:

gevnoij oïo elsoi maqwvn

Wörtlich übersetzt:

Du dürftest werden, der du bist, wenn Du Dich, d.h. Deine Möglichkeiten, erkannt hast –

Es ist dies die Aufforderung zur Selbsterkenntnis, aber nicht in der Form eines Imperativs vorgetragen (Erkenne dich selbst – *gnw'qi sautón*), sondern im conditionalis-potentialis, der sprachlichen Ausdruck gefunden hat in einem optativ+Particip. Bei Pindar ist diese Aufforderung an den Adressaten von Pythien II gerichtet, an Hieron, den Pindar anredet, und den er sich geneigt machen will, indem er ihn darauf hinweist, dass der Mensch erst dann er selbst wird, wenn er zu erkennen beginnt. Professor Schmidt zitiert diese Pindarstelle am Ende des Romans im Hinblick auf die wiedererlangte Vernunft seiner Tochter Corinna, die zu ihrer Jugendliebe, zu Marcell zurückgefunden hat; und die Schmidtsche Haltung der Fähigkeit, zu sich selbst auf Distanz zu gehen, zur Selbstironie, zeigt sich am Ende ganz deutlich, als Schmidt beim Ausklang des bald darauf folgenden Hochzeitsfestes das Schlusswort zum Roman spricht, wenn er sagt:

Für mich persönlich steht es fest, Natur ist Sittlichkeit und überhaupt die Hauptsache, Geld ist Unsinn, Wissenschaft ist Unsinn, alles ist Unsinn, Professor auch, und wer es bestreitet, ist ein pecus, nicht wahr Kuh, kommen Sie meine Herren ... wir wollen nach Hause gehen.(aaO.p.210))

II

Betrachten wir nun das zweite angekündigte Beispiel eines klassischen Philologen in der Rolle des Protagonisten in der deutschsprachigen Romanliteratur: Professor Unrat von Heinrich Mann. Der Roman erschien 1905, und während der Professor Schmidt Fontanescher Prägung etwas durchaus Weltläufiges hatte, ein moderner Schulmann mit Sinn für Humor und Selbstironie, dennoch auf seine Art ein Wissenschaftler, zeigt Heinrich Mann in seinem Professor Unrat den Altphilologen und Schulmann, der sich im Laufe eines langen Lehrerdaseins selbst in seinem Autoritätswahn gefangen hat. Gewohnt über die Schüler seiner Klasse eine uneingeschränkte Macht zu besitzen, dehnt er diesen Autoritätsanspruch auch auf die ganze übrige Gesellschaft aus – wohingegen sein wissenschaftliches Interesse nur dem Partiiellen gewidmet ist: Er schreibt an einer grösseren Abhandlung über die Partikeln bei Homer, ein Arbeitsgebiet, das sich im Partikulären erschöpfte und das sich insofern auch in seinem Sprachgebrauch niedergeschlagen hat, als er seine Rede ständig würzt mit Ausdrücken wie: traun fürwahr – vorwärts denn also – immer mal wieder, etc.

Die ersten beiden Romankapitel zeigen einen Helden, Professor am Gymnasium und Rat mit Namen, der von seinen Schülern den Spitznamen 'Unrat' bekommen hat, und wie ihm auf dem Heimweg überall dieser Spitzname nachgerufen wird. So hört er hinter sich etwa jemanden sagen: Hier riecht es nach Unrat – oder: Oho, ich wittere Unrat – oder auch: Da ist Unrat in der Luft. etc.

Im dritten Romankapitel bekommt er von einem Kollegen im Lehrerzimmer von ungefähr den Hinweis, dass jetzt die 'Künstlerin Fröhlich' in der Stadt aufträte, die 'mit blossen Füßen griechisch' tanze. Das lässt ihn nun nicht mehr zur Ruhe kommen – er stellt sich vor, dass jene drei Schüler seiner Klasse, die er am meisten hasst und die er

am liebsten – wie er im Selbstgespräch sich ausdrückt – 'vernichten' würde, ihre Abende bei der Künstlerin Fröhlich verbringen würden und so geht er dorthin, um diese Burschen zu überführen, zu fassen und wegen unsittlicher Lebensführung von der Anstalt verweisen zu lassen.

Aber nach dem Hegelschen Prinzip der List der Vernunft wird er selbst das Opfer seiner Nachforschung: Der Künstlerin Fröhlich ihrerseits ist an den jungen Abiturienten oder Gymnasiasten nichts gelegen, sehr wohl aber an Professor Unrat selbst – sie hat schon immer einen Hang für ältere Herren gehabt – und als sie merkt, dass der Professor selbst auch von ihr fasziniert ist und sie sogar heiraten will, so willigt sie ein. Das aber ist auch wiederum das gesellschaftliche Ende des Professors, der am Ende fast die Züge eines trotzigem Anarchisten und Revolutionärs gewinnt, und Lohmann, einer seiner Schüler, der ihm zufällig auf der Strasse begegnete, antwortet auf die wüsten Drohungen seines Lehrers sogar mit einer gewissen menschlichen Sympathie. Es heisst da im Text:

"Ich werde Sie vollends zerschmettern, verhiess Unrat, mit den Augen einer wütenden Katze, seien Sie gewärtig mit Schmach und Schande von der Schule gejagt zu werden..." "Es sollte mich freuen, wenn Ihnen Genugtuung würde," sagte Lohmann, ohne die Absicht zu spotten, eher wehmütig. Er war nicht mehr aufgelegt, Unrat zu kränken, wo alles über ihn herfiel, hätte Lohmann sich dessen geschämt. Er fühlte Mitleid mit dem Alten, der noch davon sprach, ihn von der Schule zu jagen, in dem Augenblick, wo Unrats eigene Entlassung schon beschlossen war. – Mitleid und auch eine Art von zurückhaltender Sympathie für diesen einsamen Allerwärtsfeind, der unbedenklich soviel gegen sich auf die Beine brachte; für den interessanten Anarchisten, der hier im Ausbrechen war.³

Zum Heiratsantrag Unrats kommt es aber erst, als die Künstlerin Fröhlich, die – wie es heisst – '*sich anstrenge, ihn zu lieben*', ihm erklärt, Latein und Griechisch lernen zu wollen, ein Wunsch, der bei ihm das heisseste Entzücken auslöst, es heisst da von ihm:

Als er den Homer aufschlug und sie zum ersten Mal ein meVn deV nu'n herauslesen liess – als diese geliebten Laute nun wirklich aus dem bunten Gesicht der Künstlerin Fröhlich und von ihren anmutig bemalten Lippen fielen: da klopfte sein Herz. Er musste das Buch weglegen und sich sammeln. Seine Atmung war noch sehr in Unruhe, er nahm auf dem Tisch die kleine, weiche und immer etwas fettige Hand der Künstlerin Fröhlich und sagte, er sei nicht gesonnen, sich auch nur für eine Stunde des ihm erübrigenden Lebens von ihr zu trennen. Er wolle sie heiraten. (Mann, aao.p.210)

Die Ehe des Professor Unrat mit der Künstlerin Fröhlich ist indessen eher unkonventionell zu nennen. Man wohnte in einer Villa am Stadtrand, die das ungewöhnliche Ehepaar zu einer Spielhölle umfunktioniert hatte, woraus sich die finanzielle Basis der Unrats ergeben sollte, denn er war aus dem Staatsdienst entlassen worden. Zugleich aber wird die Künstlerin Fröhlich so etwas wie eine Edel-Prostituierte für die höhere und gehobenen Gesellschaftsschicht: Man findet bei ihr etwas, was man sonst in dieser Kleinstadt bei den gewöhnlichen Prostituierten nicht zu finden pflegt – und auch sie ist sich ihrer besonderen Rolle durchaus bewusst. Es heisst von ihr:

³ Heinrich Mann, Professor Unrat, München 1905, p.195

Sie selbst, die Künstlerin Fröhlich, blieb dabei, die Formen ziemlich zu wahren. Es verstand sich, dass sie es nur mit peinlich Auserlesenen zu tun hatte, bei ihr im Hause fiel nie etwas vor. Die Künstlerin Fröhlich betrieb den Ehebruch mit all der Umsicht und dem Zeremoniell einer im Ernst verheirateten Frau; mit doppelten Schleiern, verhängten Wagenfenstern, Stelldicheins auf dem Lande etc.(Mann, aao.p.242)

Professor Unrat war sich dieses Lebensstils und Liebesspiels seiner Frau durchaus bewusst, er duldet es nicht nur, sondern er nahm auf seine Weise sogar daran teil – bis dann in der Schlusszene des Romans eben jener ehemalige Schüler Lohman von der Künstlerin Fröhlich am hellen nachmittag in ihr Haus eingeladen und von dem unvorhergesehen heimkehrenden Professor entdeckt wird – Da rastet Unrat aus, er verliert gleichsam den Verstand. Und indem er sich auf seine Frau, die Künstlerin Fröhlich, stürzt ist er im Begriff sie zu erwürgen. Dieser Gewaltakt kann nur mit Mühe durch den anwesenden, zu Hilfe eilenden ehemaligen Schüler Lohmann verhindert werden, der dann auch die Polizei informiert, sodass am Ende das Ehepaar Unrat gemeinsam abgeführt und verhaftet wird.

Heinrich Mann führt uns in der Gestalt seines Professor Unrat eine durchaus andere Spielart eines klassischen Philologen vor, der – in seiner Wissenschaft ausschliesslich mit den Partikeln von Homer beschäftigt – sich in seinem Schulunterricht als tyrannischer Diktator erweist und aufgrund seiner Machtposition in der Schule seinen Emotionen den freiesten Lauf lassen kann, der aber, als er dieses Herrschaftsmodell dann auch auf das Leben als solches überträgt, kläglich Schiffbruch erleidet und das Opfer seiner eigenen Prinzipien wird. Der Weg führt ihn über den Diktator und Tyrannen zum Anarchisten und an die Schwelle der Kriminalität.

III

Das nächste Fallbeispiel, auf das hier in diesem Zusammenhang bezug genommen wird, ist die grosse Romantetralogie 'November 1918' von Alfred Döblin. Döblin hat dieses Werk noch im amerikanischen Exil verfasst. Als er dann nach dem 2. Weltkrieg nach Europa zurückkehrte, war er zunächst in der französischen Besatzungszone als französischer Staatsbürger, der er in den dreissiger Jahren noch im Pariser Exil geworden war, als Kulturrepräsentant an der Universität Mainz tätig, von der damaligen französischen Militärregierung beauftragt, der jungen Studentengeneration nach dem Krieg und der Hitler-Diktatur gleichsam den Blick für das grosse abendländische Kulturerbe wieder zu öffnen, ohne jede ideologische Fixierung. Döblin versuchte im damaligen Nachkriegsdeutschland diese seine Romantrilogie 'November 1918' zu veröffentlichen, allerdings vergeblich, da er die von der französischen Militärregierung notwendige Lizenz für den Druck des ersten Bandes mit den für die Franzosen nicht sehr schmeichelhaften Elsass-Kapiteln nicht bekam. In der darauffolgenden Adenauer-Ära war es für einen so entschieden linksgerichteten Autor – wie Döblin es immer gewesen

ist – auch schwer, einen geeigneten Verlag zu finden, sodass eigentlich erst 22 Jahre nach seinem Tod, im Jahre 1978, dieses so bedeutende Werk in voller Länge, unzensiert und ungekürzt, erscheinen konnte.

Diese von Döblin im Exil konzipierte Romantetralogie ist eigentlich eine Montage vieler kleiner novellenartiger Handlungen, sie hat indes, wenn man das Ganze überblickt, zwei Haupthelden, zwei Protagonisten, um die sich ergänzend und in lockerer Form alle anderen Personen herumranken. Der eine Protagonist ist ein komischer Held, Erwin Staufer, ein Stückeschreiber, ein Theaterdichter, und kontrastiv steht ihm gegenüber der tragische Held der Tetralogie, der Altphilologe und Studienrat Dr. Friedrich Becker, der als schwer verwundeter Oberleutnant, ausgezeichnet mit dem eisernen Kreuz, aus dem ersten Weltkrieg heimkehrt, und auf den ich hier zu sprechen kommen möchte.

Die Handlung spielt in den Tagen unmittelbar nach Kriegsende, sie beginnt am 10. November 1918 und endet mit den Ereignissen um die Ermordung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg am 15.1.1919.

Der Krieg ist an Friedrich Becker nicht spurlos vorübergegangen, er hat eine schwere Verwundung erlitten und vor allem hat er den Krieg als Intellektueller erlebt. Er äussert sich darüber seinem Kollegen, dem Mathematik- und Physiklehrer Dr. Krug gegenüber folgendermassen:

...Ich war im Feld, fragen Sie mich einmal heute, wo alles vorbei ist und zu spät ist, was ich nun am Schluss als das eigentliche Übel empfinde. Den Krieg nicht. Der Krieg selber, das Kämpfen, das Herumliegen, die Langeweile, das Dulden, die Spannung, das war etwas Ungewöhnliches, Hartes, Finsteres, aber man steckte drin, man tat seine Pflicht, machte sich auch keine Gedanken darüber. Aber wenn wir dann etwas Luft bekamen, dann merkten wir schon etwas. Das Unfassbare, ja das Unvorstellbare am Krieg – das waren wir selber. Wir, Sie und ich, ein Kuli, ein Tier, ohne Ahnung, Bewusstseins und Verstand, ein Papuaneger, der tut, was man ihm aufträgt, und sich keine Gedanken darüber macht. Dabei geht es um unser Leben, von dem wir schon als Kinder gehört haben: Gott selber hat es geschaffen und hat uns Menschen als Höchstes über alles Geschaffene gesetzt. Aber das schmeissen sie nur so hin wie einen toten Ast, das Leben und haben nie etwas gelernt, von nichts gehört und liegen dumpf da wie die Halbmenschen, die an den Pyramiden arbeiten müssen. Und das bin ich und das sind Sie, ein gebildeter Mensch, durch den das Christentum, die alte und neue Philosophie, Platon, Spinoza, Descartes, Kant geflossen ist. Und faktisch, sie sind durch uns hindurchgeflossen und haben nichts in uns hinterlassen, und wir sind tölpelige Sklaven geblieben, hirnlöse Geschöpfe, die japsen, komplette Troglodyten, Halbaffen aus der Steinzeit. Wie ist das möglich, Sie fragen sich wie. Es geht doch um unsern Bestand. – Haben wir das wirklich nicht geglaubt, nicht ernst genommen, was man uns sagte, was wir lernten? Sind wir Tonnen mit Löchern? Hören Sie, Krug, wenn ich die Sonne betrachte, den Mond, die Sterne, dann bin ich neugierig. Ich muss wissen, was das ist, was das vorstellt, das verlangt schon der Wilde. Und ich richte, wenn ich soweit bin, mein Fernrohr auf sie, fange an zu rechnen und strenge meinen Kopf an, um zu ermitteln, was ist mit ihnen: Sind das vielleicht Götter, sind sie Stoffe, die ich

kenne. Unsere menschliche Bildung fängt so an. Sie wissen es als Naturwissenschaftler. Sie wissen, wir können in der Natur nichts liegen lassen, ohne es aufzuheben und zu messen, zu wiegen, zu rechnen. –

Da kommt aber an mich – ein Mobilmachungsbefehl. Eine Stelle, ein Büro, das ich nicht kenne, schreibt: Fahr da hin, fahr da hin, fahr in deinen Tod, in dein Verderben, fahr, damit du ein Bein verlierst, damit du eine Kugel ins Rückenmark kriegst. Pass auf, mein Sohn, es wird Gas, Giftgas, Gelbkreuz geben, schluck davon und sie merken es bald, es geht um Kopf und Bein, um Lunge und Leben, keiner wird ihnen das jemals ersetzen, denn ihre Mutter hat ihnen das alles nur ein einzigesmal gegeben.

Und sie erwarten das schon lange. Sie sind in Friedenszeiten darauf vorbereitet, mitten zwischen ihrem Kant und Plato. Und Sie – fragen nicht. Sie fragen nicht, Sie fahren hin, Sie folgen. Die Stelle, die die Befehle herausgibt, ist mehr als Gott. Sie hören, mehr als Gott. Denn über Gott haben wir wie über die Sonne lange angefangen nachzudenken, wir haben je nachdem bestimmte Begriffe über ihn. Hier halten Sie still. Warum, um Himmels willen, warum. Es muss eine Katastrophe kommen wie diese, um Sie ahnen zu lassen: Oben sitzen kleine, elende Menschen, vielleicht kleinere, dümmere als Sie, vielleicht Tiger, Gauner, Lumpen Schmarotzer...⁴

Als philosophisch geschulter Klassischer Philologe, der gewohnt ist konsequent über Einzelercheinungen hinaus und in grösseren Zusammenhängen zu denken, stellt Becker hier die Frage nach der Wirkung oder der Vergeblichkeit jeglicher Bildung auf das Verhalten der Menschen. Ein Wissenschaftler, sagen wir ein Naturwissenschaftler wie dieser Dr. Krug, an den seine Worte gerichtet sind, ist gewohnt, alle Erscheinungen auf ihren Ursprung und ihre Wirkung hin zu untersuchen, zu messen, zu berechnen und ihr Wesen zu ergründen. Warum versäumt er diese seine intellektuelle Pflicht dann im Bereich der grossen Politik, warum gehorcht er widerstands- und kritiklos dann dem Einberufungsbefehl zu einem grossen Vernichtungskrieg unter den Menschen?

Gleich nach seiner Rückkehr aus einem Feldlazarett im Saarland – noch in der Rekonvaleszenz – tritt Dr. Becker wieder in den Schuldienst und übernimmt den Griechisch-Unterricht in der Oberprima eines Berliner humanistischen Gymnasiums. Behandelt wird die Antigone des Sophokles. Zunächst bereitet die Klasse dem verdienten Krieger, dem Oberleutnant Dr. Becker, mit dem Eisernen Kreuz, einen emphatischen Empfang – aber bei der Interpretation der Antigone scheiden sich die Geister. Der Primus trägt die Interpretation der Klasse vor, die in der Antigone ein gleichsam verfehltes, sentimentales Drama des Sophokles sehen will: Die Tochter des Königs Kreon habe – verdammt nochmal – sich den Anordnungen des Staates zu fügen – und sie verdiene die Todesstrafe zurecht, weil sie ihr individuelles falsches Gefühl der Bruderliebe höher stellt als den Dienst am Vaterland. – Becker stellt dieser Interpretation seine eigene gegenüber. Er spricht von jenem ungeschriebenen Gesetz – γραφος νόμος – das noch über die politisch geltenden Gesetze gestellt werden sollte und

⁴ Alfred Döblin, November 1918, *Verratenes Volk*, München 1978 pp.65-66

versucht das Heldentum Antigones auf dieser Ebene zu rechtfertigen. Danach erfolgt der Umschwung: Die Klasse – unter der Führung des Primus – macht geschlossen Front gegen Dr. Becker – mit der einzigen Ausnahme eines Schülers, der seinerseits im Abseits steht – und bewirkt über den Elternbeirat beim Schulaufsichtsamt die Entlassung von Dr. Becker aus dem Schuldienst wegen unpatriotischen Verhaltens gegen die Idee der Vaterlandsliebe. Vollends in Ungnade fällt dann Dr. Becker, als er an der Beerdigung seines früheren Schul-Direktors teilnimmt, der unter dem Verdacht stand, homosexuelle Neigungen gehabt zu haben. Mit dieser seiner Teilnahme an der Beerdigung eines Menschen, der im Verdacht stand, sich gegen die in der Gesellschaft als normal geltenden Sexualgesetze vergangen zu haben, bringt er sich mit seinem Verhalten in die Nähe der von ihm verteidigten Antigone, die es auch gewagt hatte den toten Bruder zu bestatten – gegen das Verbot des Königs Kreon.

Das weitere Schicksal Friedrich Beckers verläuft denn auch ausserhalb der Bahnen des normalen Lebens – er verbündet sich mit den Spartakus-Leuten, wird aber zugleich gläubiger Katholik. Als solcher besucht er zwar die Gottesdienste, unterbricht aber oftmals den Prediger und hält eine Gegenpredigt. Ähnlich geartete Handlungen bringen ihn dann immer wieder für einige Wochen oder gar Monate ins Gefängnis.

Es sei mir erlaubt, an dieser Stelle an das historische Schicksal eines deutschen klassischen Philologen zu erinnern, der wegen seiner jüdischen Herkunft nach 1933 seine Universitätslaufbahn unterbrechen musste, den Holocaust allerdings überlebte, weil er mit einer Nichtjüdin verheiratet war, dann nach dem zweiten Weltkrieg zunächst eine Professur für Philologie an der Technischen Hochschule in Dresden erhielt, aus dieser aber wieder entlassen wurde, weil er sich nicht an den Ersten-Mai-Feierlichkeiten beteiligte und überhaupt ausserhalb jeder politischen Aktivität in der Zeit des kalten Krieges blieb. In den Jahren danach suchte er sein berufliches Glück in West-Berlin, wo er zunächst im Schuldienst als Altphilologe beschäftigt wurde, bis sich herausstellte, dass seine antiken Textinterpretationen nicht im Einklang standen mit der im damaligen kalten Krieg üblichen und gewünschten Freund-Feind-Ideologie – und aus eben diesem Grund auch wieder von den Berliner Schulbehörden als untragbar angesehen und entlassen wurde, danach allerdings nun doch noch ein Angebot der Humboldt-Universität in Ostberlin annehmen konnte, wo er bis zu seiner Emeritierung als Professor für Klassische Philologie gewirkt hat. Die mit der Geschichte der Klassischen Philologie Vertrauten werden wissen, wer gemeint ist: Es handelt sich um Rudolf Schottlaender, der noch kurz vor seinem Tode in seiner Autobiographie⁵ von der abenteuerlichen Klippenfahrt eines jüdischen Altphilologen im vorigen Jahrhundert berichtet. Er nannte seine Autobiographie: 'Trotz allem ein Deutscher'.

IV

⁵ Rudolf Schottlaender, *Trotz allem ein Deutscher. Mein Lebensweg seit Jahrhundertbeginn*, Freiburg i.Br. 1986 pp.126. Auf geheimnisvolle Weise ist der historische Schicksalsweg von Rudolf Schottländer in der Darstellung des Oberleutnant Dr. Friedrich Becker durch Alfred Döblin in seiner Romantetralogie literarisch bereits als Möglichkeit seismographisch vorweggenommen worden.

Das weitere Beispiel eines Klassischen Philologen in der deutschen Literatur unseres Jahrhundert findet sich im Doktor-Faustus-Roman von Thomas Mann: Der fiktive Erzähler und Biograph von Adrian Leverkühn, Dr.phil.Serenus Zeitbloom ist Altphilologe am Freisinger Gymnasium und Dozent seines Faches am theologischen Stift der Stadt. In den ersten beiden Romankapiteln stellt er sich selbst vor und indem er auf sein Vorhaben zu sprechen kommt, die Biographie seines berühmten Freundes Adrian Leverkühn, des berühmten Komponisten und Zwölftonmusiker zu schreiben, fließt ihm bei der Erwähnung des Namens 'Leverkühn' (eine Verschlüsselung von 'Lebe kühn' übrigens) das Wort 'genial' in die Feder. Es ist offenbar seine ambivalente Haltung, die er dem Phänomen des Genialen gegenüber hat, die ihn selbst in diesem ersten Romankapitel etwas beunruhigt und verwirrt, die aber auch ein Licht wirft auf sein spezielles Altphilologentum. Es heisst da:

Ich hatte soeben kaum die Feder angesetzt, als ihr ein Wort entfloss, das mich heimlich bereits in eine gewisse Verlegenheit versetzte: das Wort 'genial'. Ich sprach von dem musikalischen 'Genius' meines verewigten Freundes. Nun ist dieses Wort 'Genie' wenn auch übermässigen, so doch gewiss edlen, harmonischen und human-gesunden Klanges und Charakters, und meinesgleichen, soweit er von dem Anspruch entfernt ist, mit dem eigenen Wesen an diesem hohen Bezirk teilzuhaben, und je mit *divinis influxibus ex alto* begnadet gewesen zu sein, sollte keinen vernünftigen Grund sehen, nicht mit freudigem Aufblick und ehrerbietiger Vertraulichkeit davon zu sprechen und zu handeln. So scheint es. –

Und doch ist nicht zu leugnen und ist nie geleugnet worden, dass an dieser strahlenden Sphäre das Dämonische und Widervernünftige einen beunruhigenden Anteil hat, dass immer eine leises Grauen erweckende Verbindung besteht zwischen ihr und dem unteren Reich, und dass eben darum die versichernden Epitheta, die ich ihr beizulegen versuchte, "edel", "gesund-human" und "harmonisch", nicht recht darauf passen wollen, selbst dann nicht – mit einer Art schmerzlichen Entschlusses stelle ich diesen Unterschied auf – selbst dann nicht, wenn es sich um lauterer und genuines, von Gott geschenktes oder auch verhängtes Genie handelt, und nicht um ein aquiriertes und verderbliches, um den sünd- und krankhaften Brand natürlicher Gaben, die Ausübung eines grässlichen Kaufvertrages...⁶.

Und im 34. Kapitel des Romans hat sich Zeitbloom dann zu einem Kompromis seiner Definition des 'Genie'-Begriffs durchgerungen, wenn er schreibt:

Genie ist eine in der Krankheit tief erfahrene, aus ihr schöpfende und durch sie schöpferische Form der Lebenskraft.(aao.p.531)

Im zweiten Romankapitel erfahren wir etwas über den persönlichen Hintergrund des Altphilologen Dr.Serenus Zeitbloom: Er ist der 1883 geborene Sohn eines gutbürgerlichen Pharmazeuten, des Inhabers der Apotheke 'Zum Seligen Boten' in Kaisersaschern, besuchte das humanistische Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte

⁶ Thomas Mann, Doktor Faustus, Frankfurt 1951 pp.11f.

nach dem Abitur Klassische Philologie an den Universitäten Giessen, Jena, Leipzig und Halle. Auch kommt er aus einem katholischen Elternhaus und der konservative Katholizismus hat auch seine Obrigkeits-gläubigkeit geprägt – er schreibt ja in der Zeit des zweiten Weltkrieges und seine politische Haltung in dieser Zeit ist auch ambivalent: Einerseits spricht er immer von unserem Führer – damit ist Hitler gemeint – andererseits ist ihm natürlich auch die Ausrottung der jüdischen Rasse, die mit diesem politischen Programm verbunden ist, weitgehend zuwider. So quittiert er denn auch seinen Schuldienst vorzeitig. Von seiner Eheschliessung berichtet er mit naiv-bewegenden Worten:

...Frühzeitig, schon bald nach meiner Bestallung in Kaisersaschern, habe ich mich vermählt. Ordnungsbedürfnis und der Wunsch nach sittlicher Einfügung ins Menschenleben leiteten mich zu diesem Schritt. Helene Ölhafen, mein treffliches Weib, das noch heute meine sich neigenden Jahre betreut, war die Tochter eines älteren Fakultäts- und Amtskollegen zu Zwickau im Königreich Sachsen, und auf die Gefahr hin, das Lächeln des Lesers heraufzurufen, will ich nur gestehen, dass der Vorname des frischen Kindes, Helene, dieser teure Laut, bei meiner Wahl nicht die letzte Rolle spielte... (aao.p.19)

Seine vaterländische Gesinnung aber zeigt sich wohl am klarsten, als er beim Ausbruch des 1. Weltkrieges einen Abschiedsbesuch bei seinem Freund Adrian Leverkühn macht und seiner Begeisterung für den Krieg Ausdruck verleiht. Anlässlich einer Interpretation des Kleistschen Marionetten-Theaters, mit dem Leverkühn gerade befasst ist, und der unterschiedlichen Deutung der beiden Freunde, zeigt sich seine nationalistisch gefärbte Gesinnung mit aller Eindeutigkeit. Während Leverkühn von einem Durchbruch im Aesthetischen spricht, den die Menschen zu leisten hätten, um noch einmal vom Baum der Erkenntnis zu essen, um danach ein unendliches Bewusstsein zu erlangen, interpretiert Zeitbloom den Durchbruch – wie er ihn verstehen will – im politisch-nationalen Bereich, wenn er sagt:

Bei einem Volk wie dem unsrigen – trug ich vor – ist das Seelische immer das Primäre und eigentlich Motivierende; die politische Aktion ist zweiter Ordnung, Reflex, Ausdruck, Instrument. Was mit dem Durchbruch zur Weltmacht, zu dem das Schicksal uns Deutsche beruft, im Tiefsten gemeint ist, ist der Durchbruch zur Welt – aus einer Einsamkeit, deren wir uns leidend bewusst sind, und die durch keine robuste Verflechtung ins Weltwirtschaftliche seit der Reichsgründung hat gesprengt werden können. Das Bittere ist, dass die empirische Ercheinung des Kriegszuges annimmt, was in Wahrheit Sehnsucht ist, Durst nach Vereinigung... (aao.pp.459f.)

Hier bricht Zeitbloom jäh ab, ohne den angefangenen Satz noch vollenden zu können. Und in der Folge antwortet Leverkühn seinem Freunde Zeitbloom darauf nur mit einem Satz:

Ihr geht statt meiner – (aao.p.463)

was aus der Situation des Kriegsausbruches sich folgendermasser erklärt: Adrian Leverkühn war ursprünglich im Herbst 1914 nach Paris eingeladen worden, um dort eines seiner jüngsten Orchesterwerke zur Aufführung zu bringen – jetzt ist Krieg und es

ziehen die Soldaten ins Feld gegen Frankreich – da ist für die Künstler kein Platz mehr: Ihr geht statt meiner – das Abschiedswort des Künstler Leverkühn an den Kriegswilligen Zeitbloom.

V

Der Klassische Philologe als Protagonist in der deutschsprachigen Literatur – wir können diesen Ausblick nicht abschliessen ohne auf einen modernen österreichischen Autor zu sprechen zu kommen, ich meine Peter Handke und seine romanhafte Erzählung 'Der Chinese des Schmerzes', den der Autor als Ich-Erzähler einen Altphilologen sein lässt. Auch er hat sich von seinem Schuldienst kurzfristig suspendieren – oder besser beurlauben – lassen, um seinen archäologischen Interessen nachgehen zu können – in der Nähe von Salzburg werden die Reste einer römischen Villa gefunden und der Erzähler beteiligt sich an den Ausgrabungsarbeiten. Dabei interessieren ihn eigentlich nur die 'Leerstellen', also das, wovon man keine Spuren findet, was es aber dennoch gegeben haben muss. Im Grunde entspricht diese Haltung ohnedies einem Altertumsforscher, der die 'Leerstellen' der Vergangenheit über die antiken Zeugnisse zu erschliessen und zu einer lebendigen Vorstellung zu erwecken versucht. So entwickelt er sich zu einer Art 'Schwellendenker', für den die Schwelle zur eigentlichen Lebensform wird, jene Stelle zwischen zwei konkreten Räumen, die keinem dieser Räume zugeordnet ist und in kreativer Weise das Nichts erleben lässt, aus dem alles werden kann. So fragt er auch im letzten Satz der Erzählung nach einem Reimwort für 'Schwelle' und hatte es in einem früheren Kapitel schon selbst nahe gelegt, denn es findet sich in einem alten, fast verschollenen Sprichwort, welches so lautet:

'Die Schwelle ist die Quelle'⁷

Und dementsprechend nimmt er auch mehrere Namen für sich in Anspruch, eigentlich heisst er zwar Andreas Loser, aber er fühlt sich auch angesprochen als 'Alleiniger', als Herr 'Werfer' und als Herr 'Trotz'⁸. Und aufgrund seiner eigenartigen Ausstrahlung auf die Umwelt, wird er von Passanten immer wieder auch einfach 'der Chinese' genannt - der Chinese des Schmerzes, und ein junges Mädchen ruft ihm nach: 'Ein Indianer'⁹. In der Schwellenexistenz, die Andreas Loser führt, erlebt er auch das Phänomen des Zeithabens als Zustand der Gnade, wo ihm plötzlich klar wird, dass bei Vergil in den Georgica das Wort 'arma' nicht nur Waffen, sondern auch landwirtschaftliches Gerät – wie zum Beispiel 'der Pflug'- heissen kann.

Das Leben auf der Schwelle lässt ihn auch ein ganz spezifisches Verhältnis zum Phänomen des Fragens finden, wenn er etwa sagt:

⁷ Peter Handke, *Der Chinese des Schmerzes*, Frankfurt 1986, p.127

⁸ Peter Handke, aaO. p.156

⁹ Peter Handke, aaO. S.48

Ich frage nie.... dabei bestehe ich fast nur aus Fragen, ich halte diese allerdings in der Regel für die falschen und bringe sie nicht über die Lippen. Oder: Es sträubt sich etwas in mir gegen jenes Fragen, das ein blosses Ausfragen ist.¹⁰

Wohingegen er die Etymologie seines Namens 'Loser' auf 'Lauscher' oder 'Horcher' zurückführt – und horchen oder lauschen ist ein Hören-Wollen, der Versuch etwas zu hören, was jenseits des Hörbaren liegt. Es ist ein Horchen hinein in den dunklen Raum dessen, was jenseits der konkreten Wirklichkeit liegt, was sich nur von einer 'Schwelle' aus erkennen lässt. – Kein Zweifel: Peter Handke versucht mit seinem 'Chinesen des Schmerzes' einen Begriff zu geben von einer östlich-asiatischer Lebenssicht, die nicht bei rational kalkulierten Fragen und Antworten stehen bleibt – wie es in der westlichen Welt üblich ist, sondern die meditativ auf eine All-Erfahrung aus ist und jenseits des bloss rational Erschliessbaren liegt. Und dass er für einen solchen Versuch als Protagonisten einen Klassischen Philologen gewählt hat, scheint mir jedenfalls durchaus bemerkenswert zu sein. –

Am Anfang der Erzählung trennt er sich von seiner Familie, nicht mit der Absicht einer Scheidung, sondern ganz einfach so, er möchte auch aus diesem Familien-Raum aussteigen, jedenfalls für eine gewisse Zeit, für die Zeit, die er braucht, um seine Schwellen-Erfahrung zu verinnerlichen, und am Ende des Romans kehrt er denn auch wieder sowohl in den Schulbetrieb als auch in das Familienleben zurück, aber als ein anderer ist er wieder da, als jemand der die Sicht eines 'Schwellenmenschen' mitbringt.

Aber es gibt in dieser Erzählung auch zwei Gewalttaten: das auslösende Moment, das den Andreas Loser überhaupt veranlasst, sich für eine Weile vom Schuldienst beurlauben zu lassen, ist ein Erlebnis, das er in der Getreidegasse in Salzburg hat: Eines Tages wird er aus Versehen oder mit Absicht – das ist nicht ganz klar – von einem fremden Passanten in der engen Getreidegasse angerempelt, und im Weitergehen stösst er diesen Fremden so stark an, dass der Betreffende hinstürzt, ohne recht zu wissen, wem er diesen Sturz verdankt. Die zweite Gewalttat, die Andreas Loser ausübt, ist ein Mord: Auf einem einsamen Waldweg begegnet er einem Fremden, der dabei ist, mit einer Spraydose Hakenkreuze auf die Bäume zu spritzen. Da nimmt Loser einen Stein und trifft diesen Fremden gezielt und mit Absicht tödlich am Kopf. Auch hier ein starkes ideologisches Engagement wie es auch schon bei anderen Klassischen Philologen in der deutschen Literatur begegnet war, vor allem bei Dr. Friedrich Becker, wo es ganz offensichtlich zu Tage tritt, latent aber auch bei den Professoren Willibald Schmidt und Unrat, im Gegensatz zu dem Ich-Erzähler Serenus Zeitbloom, der im Vergleich mit den anderen Zunftgenossen einen gleichsam angepasst-konservativen Vertreter in diesem Reigen darstellt – zutiefst geprägt auch von seiner konventionellen Katholizität, die ihn zum Typus eines Mitläufers prädestiniert. Und so begegnet er der Welt der Antike, die er vertritt, weniger mit einem gesellschaftspolitisch-philosophisch orientierten Engagement, sondern eher mit einem bloss philologisch orientierten historischen Interesse.

So haben wir also an einigen Beispielen der deutschen Romanliteratur der letzten 150 Jahre zeigen können, mit welcher Beliebtheit der Klassische Philologe immer wieder zum literarischen Thema wurde, weil er sich offenbar dazu anbietet, in den

¹⁰ Peter Handke, aaO. p.33

verschiedensten Ausprägungen, Brechungen und Spielarten den jeweiligen Zeitgeist auf politischer und gesellschaftlicher Ebene zu illustrieren.¹¹

¹¹ Der Artikel stellt die überarbeitete Fassung eines Gastvortrages dar, die der Verf.in den letzten Jahren an den Universitäten Greifswald, Salzburg und Wien gehalten hat. Er dankt an dieser Stelle nochmals seinen Kollegen Gregor Vogt-Spira, Gerhard Petersmann, und dem Wiener Eranos-Kreis für die lebenswürdige Gastfreundschaft, die er überall erfahren durfte, und für viele anregende Diskussionsbeiträge der Teilnehmer.